



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moßbach, Ernst: Verlassene Schätze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Lecturer“ wieder auf. Eine der interessantesten Reihenfolgen von Vorträgen war dabei die Serie, die er seitdem unter dem Titel „Roughing it“ (von Busch unter dem Titel „Im Silberland Nevada“ übertragen) als Buch veröffentlichte.

Im Herbst des Jahres 1872 besuchte unser Humorist England, wo er die herzlichste Aufnahme fand, von wo ihn aber Familienereignisse oder, wie ein londoner Witzbold sich ausdrückte, „ein Befehl der Regierung im Unterrock“ nach kurzer Zeit heimrief, sodaß er seine Absicht, Vorträge zu halten, unausgeführt lassen mußte. Er soll die Idee gehabt haben, nach seiner Heimkehr ein Buch über die komischen Seiten der englischen Gesellschaft zu schreiben, und obwohl er nur London und auch das nur, soweit es östlich von Temple Bar liegt, einigermaßen kennen lernte, würde doch ohne Zweifel ein ergötzliches Buch herausgekommen sein. Wie er mit den Sheriffs von London und Middlesex speiste, wie er herrliche Abende mit den witzigen und gelehrten Leuten verbrachte, die sich um die Festtafel im Whitefriar und im Savage-Club versammeln, wie er sich im bunten Gedränge der Guildhall bewegte, wie er mit der alten und ehrenwerthen Körperschaft der Artillerie der City schmauste — alle diese Dinge hätten, von seiner Feder geschildert, Kabinetsstücke der humoristischen Literatur werden können. Aber es sind bereits mehrere Jahre vergangen, ohne daß etwas verlautet hätte, es seien Rückblicke auf seinen Aufenthalt unter den britischen Vettern mit Sicherheit zu erwarten.

Verlassene Schätze.

Von Ernst Moßbach.

Infolge der in Europa immer mehr abnehmenden Ausbeute gewisser Erze, namentlich Gold, Silber, Zinn und Kupfer führender, hat man schon längst angefangen, solche von jenseits des Ozeans zu beziehen, und sind bekanntlich gerade die entferntesten Länder Südamerikas, wie Chile und Peru, die Hauptbezugsquellen für englische, französische und selbst für deutsche, besonders sächsische, Hüttenwerke geworden. Man gewinnt diese Erze theils auf den westlichen Abhängen der Cordilleren, theils sogar auf den in östlicher Richtung an diese Gebirgszüge sich anschließenden Hochebenen, welche fast alle des zum Verschmelzen nöthigen Brennmaterials entbehren. Kaum die Hälfte der dort gewonnenen Erze verhüttet man in den Küstenländern mit eingeführten,

in Chile auch mit natürlich vorkommenden Steinkohlen, in Binnenländern mit getrockneten Raktuspflanzen, niedern Buschhölzern, trockenem Yaretamoos und mit Lamadünger; auch werden einige Silbererze durch Amalgamation, d. h. durch Extraktion des Silbers mittels Quecksilbers, zu gut gemacht. Die übrigen Erze versendet man nach einer nicht sehr sorgfältigen Scheidung in kleinen Stücken oder in Form von gröberem und feinerem Sande (Schliech), in Säcke verpackt, auf Maulthieren und Lamas zwei bis sechzehn Tagereisen weit nach der Küste des Stillen Ozeans, von wo sie ihre Wanderung um das Cap Horn nach Europa antreten. Die Wasserfracht von der neuen nach der alten Welt ist für diese Art Güter billig und stellt sich für den Centner bis England ungefähr auf eine Mark. Erze, welche als Schiffsballast Verwendung finden, berechnen sich in der Fracht selbstverständlich noch billiger. Auf diese Weise ist den europäischen Schmelzhütten Gelegenheit geboten, an fremden Erzen zu ersetzen, was die einheimischen Gruben für ihren Betrieb zu liefern nicht mehr im Stande sind. Indessen wird hierbei, wie mich dünkt, ein Fehler insofern begangen, als die meisten der europäischen Schmelzwerkstätten keine eigenen Gruben in Südamerika besitzen und daher bei der sich mehrenden Konkurrenz in der Entnahme der Erze sowohl, wie bei der Unzuverlässigkeit der dortigen Lieferanten sich nicht immer der nöthigen Erze versichern können und in Folge dessen oft empfindliche Störungen im Betriebe erleiden. Und doch gibt es, besonders in Peru, verlassene Gruben — von unaufgeschlossenen Schätzen ganz abgesehen — welche noch genug werthvolle Erze bergen, und in deren Besitz zu gelangen es weder großer Summen Geldes, noch sonstiger Schwierigkeiten erfordert.

Als eine solche Grube bezeichne ich ganz besonders die von Chocolimpe, welche sich außer ihrem metallischen Reichthume schon durch die Nähe der Küste, sowie deshalb zur Wiederaufnahme empfiehlt, weil rings um sie bekehrte Indianer, meist Lama- und Maulthierbesitzer (Asteros und arrieros) wohnen, die den Transport der Erze nach der Küste billig vermitteln und einen neuen Betrieb der Grube mit Freude begrüßen würden. Chocolimpe liegt auf der Küstencordillere, ungefähr achtzehn deutsche Meilen vom Stillen Ozean und der Küstenstadt Arica, unweit der Grenze von Bolivia. Die nächsten Ortschaften nach dem Innern sind Belen, Chapiquiña und Parinacota, nach der Küste Putre, Socoroma und Muta.

Das Klima bietet in Folge der hohen Lage dieser Gegend über dem Meere (circa 4700 Meter) für den Europäer allerdings nichts Verlockendes. Eine dünne, trockne, kalte Luft, die den stechenden Strahlen der Sonne sowohl als den temporären Stürmen ungeschwächten Durchgang gestattet, verursacht anfangs Kopfschmerz und Beklommenheit, welche meistens in den Sorrocho,

die lästige, aber ungefährliche Gebirgskrankheit ausarten, sich jedoch schon in wenigen Tagen verlieren. — Baumlos erheben sich kegelförmige Trachytberge, zum Theil mit stacheligem Bajagrass und dürftigem Tolagestrüpp, zum Theil mit Blöcken und Gerölle bedeckt. In den drei Sommermonaten von Dezember bis Februar (wenn die Sonne senkrecht steht), ziehen Nachmittags dunkle Wolken mit Gewittern und Hagelschauern über die Gegend und verwandeln diese in wenigen Minuten in eine vollständige Winterlandschaft. Aber das Klima ist trotzdem gesund, und die Gegend behält trotzdem einen eigenen Reiz. Im Uebrigen kann man fast alle Lebensbedürfnisse von den genannten Ortschaften und von der Küste aus befriedigen und sich selbst mit europäischem Comfort umgeben, wie dies ja dort auch viel weiter im Innern schon längst geschieht.

Ich vermag nun zwar nicht mit Bestimmtheit zu sagen, daß die Arbeit in Chocolimpe noch immer ruht, da mir seit sechs Jahren keine Nachricht über dieselbe zugegangen ist; ich bin aber fest überzeugt, daß sich in dieser Hinsicht nichts geändert hat; denn einestheils steht die Grube dort in dem Ruße, daß in ihr unbestiegbare Wasserquellen existiren, die jede Arbeit vereiteln, anderntheils sind die Bewohner der Küste, von denen sich allein eine Wiederaufnahme voraussetzen ließe, meist Kaufleute, die sich zu wenig für die Sache interessiren, fast gar kein Verständniß dafür haben und vielleicht auch durch schlimme Erfahrungen mißtrauisch geworden sind, die sie früher an Ausländern gemacht, welche sich als Bergleute ausgaben, ohne es zu sein.

Als ich im Jahre 1861 mit einem Deutschen, Herrn C. Bode aus Clausenthal, die Küstencordillera zwischen den bekannteren Bergen von Caquena und Sajama zur Untersuchung auf Erzlager bereifte, wobei Chocolimpe natürlich unser Hauptziel bildete, nahmen wir ein paar indianische Bergleute mit dem nöthigen Arbeitsgezüge aus einem Grubenorte des Innern mit uns. In Parinacota bot sich uns ein alter Indianer, welcher selbst noch in der Grube von Chococolimpe gearbeitet hatte und durch den früheren Verkehr mit Eingewanderten sogar leidlich Spanisch verstand (eine große Seltenheit) als Begleiter an. Dicht bei Parinacota hatte damals ein sogenannter ingenio, ein Aufbereitungswerk gestanden, in welchem die Erze, auf Lamas hierhergeführt, mittels eines überschlägigen Wasserrades unter Hochstempeln zerkleint und zugleich, mit Quecksilber beschickt, amalgamirt wurden. Das Rad, die Stempel und die Dachsparren hatten längst andere Verwendung gefunden, nur die Umfassungsmauern und ein paar Basaltfäulen, die als Hochsohle dienten, waren noch vorhanden. Unter letzteren kragte der alte Indianer einige Hände voll Schlamm hervor, der noch Quecksilberperlen und Silberamalgamkügelchen enthielt; er versicherte uns, daß er aus dem daneben befindlichen kleinen Teiche, in welchen

die relaves (die Rückstände) abgelassen seien, schon einige Centner Quecksilber und Amalgam gewaschen habe.

Ein sanft ansteigender, gut erhaltener Weg führte uns in anderthalb Stunden auf die Grube, die ein vom Fuß bis zum Scheitel durchlöcherter Berg andeutete. Verschiedene Gruppen von Häusern, auf dem sattelförmigen Abhange der Südseite des Berges gelegen, nahmen unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Die Kirche, welche von einem frühern Besitzer der Grube erbaut war und deren Schlüssel sich im Besitze des jetzigen cura (Pfarrer) von Belen befand, (letzterer schien sich aus diesem Grunde auch als Besitzer der Grube zu betrachten) war am besten erhalten. Ein paar Fenster von durchscheinendem Malabaster beleuchteten das Innere der Kirche, in welcher wir durch die Spalten der eingetrockneten Thürflügel mehrere Blas- und Streichinstrumente an der Wand hängend und eine Bank bemerkten, auf welcher wie es schien, sehr schöne Stufen von Silbererzen lagen. Um die Kirche, reiheten sich mehrere ranchos (Arbeiterwohnungen), halbzerfallene Hütten aus Lehm- und Steinmauern aufgeführt und mit Bajagrass gedeckt. In einer derselben fanden wir ein halbes Duzend camaretas, Böller aus Kanonenmetall gegossen, wie sich derer die Indianer zu ihren Festen bedienen, und einen ordre, einen gegerbten Hammelbalg, zum Theil noch mit Brauntwein gefüllt, von dem zu trinken unsere Begleiter kein Bedenken trugen. Einigermassen befremdete es uns, daß gerade diese Gegenstände hier zurückgelassen waren, auf welche die Indianer sonst so hohen Werth legen. — Einen zweiten Häuserkomplex bildeten die Magazine und die Wohnungen der Beamten, sieben bis acht einstöckige Gebäude, deren Stuben, mit Glasfenstern und Kaminen versehen, einen einstmaligen behaglicheren Aufenthalt als jetzt verriethen; denn der Sturm hatte die Dächer arg zerzaust und mehrere Scheiben zerbrochen. Nichtsdestoweniger gewährten uns diese Behausungen während unseres zweitägigen Aufenthaltes genügenden Schutz gegen Wind und Kälte.

Neben diesen Häusern, jedoch durch einen gassenartigen Gang getrennt, stand ein Flammosen, welcher dazu gedient hatte, das an den Silberamalgamen haftende Quecksilber zu verflüchtigen und in Vorlagen wieder aufzufangen. Die schwarzgeräucherte Esse ragte noch unverfehrt aus den Trümmern der Mauern, deren Dächer ein Raub der Flammen geworden waren. — Endlich in einiger Entfernung hiervon, auf der Sattellinie der Bergmulde, trafen wir zwei versunkene Wassererschächte an, aus denen noch die gußeisernen Pumpenrohre hervorragten, und hundert Schritt weiter nach dem Berge zu einen halb zerfallenen Fördereschacht mit Maulthiergöpel. Das zwei Zoll starke Förderseil, aus Hanf gedreht, lag noch dort, scheinbar gut erhalten, zerfiel aber bei stärkerer Berührung zu Staub. Ein nicht unbedeutender Halbensturz von

Trachyt und Porphyr gab zu erkennen, daß hier größere Massen von Erzen gefördert sein mußten.

Von hier führte uns der Indianer abwärts in das Thal nach der Mündung eines Stollen, welcher ohne Zweifel zu dem Zwecke begonnen war, um mit dem Förder-schachte in Durchschlag gebracht zu werden und die Wasser, welche bis dahin künstlich durch die Pumpen der Schächte gehoben wurden, aus diesem auf natürliche Weise abzuführen. Die senkrechte Teufe, welche dadurch vom Schachtfranze bis zur Stollensohle gewonnen wurde, tagirten wir auf sechzig bis siebenzig Meter, die horizontale Entfernung des Stollenmundloches vom Schachte auf vierhundert Meter. Nach der Aussage des Indianers waren im Stollen bereits zweihundert varas (circa hundertundsechzig Meter) aufgefahren, sodaß also noch zweihundertundvierzig Meter fehlten, um mit dem Schachte durchschlägig zu werden. Leider war es der herabgefallenen Wände wegen nicht möglich, den Stollen weiter als einige Schritt zu befahren.

Diesem Stollenmundloch gegenüber, unmittelbar am Ufer eines Baches, welcher hier vorüberfließt, befanden sich mehrere quimbaletas, prismatisch gehauene sechs bis sieben Centner schwere Porphyrblöcke, welche zum Mahlen der Erze dienten und durch Querbalken mit den Beinen schaukelnd hin- und her bewegt wurden. Auch sie enthielten Spuren von Amalgam. Die Waschrückstände zeigten hier wie in Parinacota die lichte Farbe des Trachytes und Porphyr's, ein Zeichen, daß überhaupt nur sogenannte „Dürrerze“ (bleiarmer, aber silberreiche Erze, welche sich besonders zur Amalgamation eignen) verarbeitet waren. Es that uns leid, daß wir nicht ein Gangstück antreffen konnten. Wie es schien, waren diese absichtlich sorgfältig entfernt, oder von früheren Besuchern bereits ausgelesen und mitgenommen, doch versicherte uns der Indianer, daß durchweg nur tacana und rosielér gewonnen seien. Unter diesen Namen versteht man hier die reichsten Silbererze und zwar unter tacana eingesprengt gediegen Silber, unter rosielér Sprödglasserz und liches und dunkles Rothgiltig, welches letztere mehr oder weniger siebenzig Prozent reines Silber enthalten. Diese seien auf mehreren Gängen der oben bezeichneten Bergmulde gebrochen und gewonnen.

Hierauf führte uns der Indianer ein paar hundert Schritte aufwärts am Bache entlang nach einer Stelle des westlichen Fußes des Berges, die durch ihr Außeres nichts Auffallendes hatte. Die scheuen Blicke aber, die unser Cicerone um sich warf, gleichsam als wolle er sich vergewissern, daß ihn außer uns niemand beobachtete, verriethen, daß er hier etwas Geheimen zeigen wollte. Er ließ von unsern Bergleuten mehrere Tolasträucher und die wenige Deckerde entfernen und öffnete einen mit Holzstücken und Steinen bedeckten pique, einen tonlägigen (d. h. schrägeinfallenden) Schacht, aus welchem uns

ein mächtiger Gang von Bleiglanz entgegenleuchtete. Der Pique war kam fünf Meter tief. Vor Ort ließen wir ein paar Schüsse einbringen, um Proben zur genauern Untersuchung zu bekommen. An den frischen Bruchflächen erkannte man sogleich, daß die Erze außer Bleiglanz und Bleischweif noch Weißgültig, Fahlerz, Kupferkies und Zinkblende enthielten. (Die spätern Analysen der bleiischen Erze im Muffelofen ergaben — vom Blei, Kupfer und Zink ganz abgesehen — einen durchschnittlichen Silbergehalt von $1\frac{1}{4}$ Prozent. Der Kupferkies und die Blende zeigten sogar deutliche Spuren von Gold.) Wie nicht anders zu erwarten stand, setzte der Erzgang in der Uebergangsformation auf, die hier vom Trachyt überflossen war und daher nicht zu Tage trat. In der That bildete ein dunkler Thonschiefer das Hangende sowohl wie das Liegende. Daß diese kleine Arbeit mit der großen Grube der Dürrerze nichts gemein hatte und einer neueren Zeit angehörte, unterlag keinem Zweifel. Unser Gewährsmann gestand denn auch, daß ein Halbindianer aus Belén diesen Gang entdeckt, den Pique geöffnet und sogar einen Stollen zur Lösung der Wasser begonnen habe, den er ebenfalls mit Steinen und Erde verschloß. Nach dem geringen Galdensturze zu urtheilen, welcher, um zu täuschen, seitwärts angeschüttet war, konnte er auch mit dem Stollen nicht weit gekommen sein. Ob er mit diesem Stollen zugleich auch die Dürrerze anzutreffen hoffte, ist der großen Entfernung wegen nicht anzunehmen, wahrscheinlicher gedachte er den Gang der bleiischen Erze in der Thalsohle zu schneiden und zu entwässern schon in der Absicht, die Erze rein auszuhalten und nach der Küste zum Verkauf zu bringen. Nur die Furcht, daß der Cura ihm die Schätze streitig machen würde, soll ihn veranlaßt haben, von der Arbeit wieder abzusehen.

Am andern Morgen nahm ich mir vor, den Berg selbst und seine vielen kleinen Oeffnungen zu untersuchen, die von weitem wie Kaninchenhöhlen aussahen. Mein deutscher Reisegefährte war etwas gebirgskrank geworden und blieb zu Haus. Er behielt einen unserer Bergleute bei sich, der zugleich designirt wurde, das Mittagessen zu bereiten und die Pferde und Maulthiere zur Weide und Tränke in das Thal zu führen, wo Pasto, ein etwas weiches Gras, in üppiger Fülle am Bache wuchs. Ich trat daher meine Wanderung mit dem alten Indianer und dem andern Bergmann an. Ersterer wußte über jene Arbeiten nur wenig zu berichten, da sie einer früheren Periode angehörten. Nach der Tradition hätten schon die Inkas hier Gold graben lassen, welches in manchen (vereinzeltten Anhäufungen) über die Oberfläche des Berges vertheilt gewesen, aber rein abgebaut wäre, sodaß wir davon nichts mehr finden würden. Trotzdem ließ ich Schießzeug und Patronen mitnehmen in der Hoffnung, durch neue Anbrüche doch noch Reste des edeln Metalles zu entdecken.

Allein der Indianer hatte Recht. Wir kletterten fast den ganzen Tag auf dem Berge von unten bis oben umher, untersuchten gegen dreißig Löcher mit ihren Halden und brachten nach den verschiedensten Richtungen die Schüsse ein; überall zeigte sich taubes Trachytgestein. Die Oeffnungen, ebenfalls Piques, waren, wie es schien, ohne Sprengung mit Keilarbeit eingetrieben und durchschnittlich kaum drei Meter tief; einige am Fuße des Berges maßen jedoch fünf und sechs Meter. Im losen Gerölle über den ganzen Berg verbreitet, fanden wir nur Auripigment oder Kauschgelb in Krystallen bis zur Erbsegröße, welches bekanntlich aus Arsenik und Schwefel besteht und früher als Malerfarbe benutzt wurde. Daß dieses Gegenstand einer so ausgedehnten Arbeit gewesen sein sollte, ist kaum anzunehmen, und müssen wir uns daher vorläufig mit der Aussage des Indianers begnügen.

Was nun endlich die Vergangenheit der Grube der Dürrerze betrifft, so muß der Betrieb derselben, wie der Indianer ausrechnete, schon längere Zeit vor dem Regierungsantritt des peruanischen Generals Gamarra (1839), vielleicht schon Mitte der Dreißiger unseres Jahrhunderts begonnen haben. (Die Indianer rechnen selten nach der Jahreszahl, sondern bedienen sich als Zeitbestimmung meist der Namen der verschiedenen Präsidenten ihres Landes. Man könnte diese Eigenthümlichkeit fast als eine Ironie auf den häufigen Wechsel der letzteren ansehen.) Der erste Besitzer der Grube sei ein Cura aus Belen gewesen, welcher so viel Silber gewann, daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Als sich größere Mengen von Wasser einstellten, habe er die Gruben an zwei Spanier verkauft. Sein Glück soll er jedoch in Verschwendungen aller Art wieder verscherzt haben, sodaß er als armer Mann gestorben sei. Ein Administrator, Namens Armstrong, habe den Betrieb für Rechnung der Spanier geleitet, die Schächte weiter abgeteuft und mit Pumpen versehen und den Stollen angefangen. Sechs Jahre habe dieser bedeutende Ausbeute erzielt, sich dann aber dem Trunke und einem übermäßigen Genusse von Coca ergeben und dadurch die Arbeit gänzlich vernachlässigt, sodaß die Spanier an seine Stelle einen andern geschickt hätten. In heftigen Streit gerathen, hätten beide einander mit Waffen mehrere Tage in den Bergen verfolgt, Armstrong sei dann schwer verwundet zurückgekehrt und bald darauf gestorben. Auf dem Sterbebette habe er zuvor den Mord des andern gestanden und den Wunsch geäußert, daß man von diesem Vorfalle den Herren der Grube nichts verrathen und seine Leiche hier in aller Stille des Nachts begraben solle. Das sei auch geschehen; die Grube aber sei von der Stunde an erloschen.

Als wir am dritten Tage unsere Rückreise von Chocolimpe antraten, führte uns der alte Indianer nochmals an der Kirche vorüber und zeigte uns in ge-

ringer Entfernung von ihr das vermeintliche Grab Armstrongs, welches, da es keinen Hügel bekommen hatte, trichterförmig eingesunken war. An der Küste, schloß der Indianer seine Erzählung, glaube man, daß die beiden Administratoren nach Bolivia gegangen und dort im Innern verschwunden seien; er aber wisse besser, wie sich die Sache verhalte, und wer es nicht glaube, brauche nur um Mitternacht hierher zu kommen. Dann steige Armstrong aus seinem Grabe, und sein Gegner stände drüben auf der Grube und winke mit einem weißen Tuche. Das allein sei der Grund, weshalb niemand die Grube wieder bearbeiten wolle; denn Geistererscheinungen brächten Unglück. Ich weiß nicht, ob sich an der Küste noch jemand findet, der wie der alte Indianer an derartige Spukgeschichten glaubt; die Ausländer wenigstens würden sich dadurch wohl schwerlich abhalten lassen, den Grubenbetrieb wieder zu eröffnen, wenn sie nicht durch die bereits anfangs entwickelten Gründe abgeschreckt würden.

So liegen denn vielleicht die Schätze eines zweiten Potosi, nur achtzehn Meilen von der Küste, verlassen und vergessen bis auf den heutigen Tag. Wer es aber unternimmt, sie wieder aufzusuchen und neben dem Abbau der bleiischen Erze, die mit wenigen Kosten sofort gewonnen und verschickt werden können, den angefangenen Stollen bis zu den reichen Dürrerzgängen durchzuschlagen (es ist kein „Rothschönberger Stollen“ hierzu nöthig!), dessen Mühe wird sicher einst reich belohnt werden.

Vom Reichstage.

Berlin, 18. März.

Die Spezialberathung des Etats, in welche der Reichstag am Dienstag eintrat, begann abermals mit einem Meinungsaustrausch über die Frage der Organisation der Reichsverwaltung. Im allgemeinen hat diese neue Erörterung einen befriedigenderen Eindruck hinterlassen, als die entsprechende Diskussion der ersten Lesung. Wenn der Reichskanzler den Unterschied zwischen seiner Auffassung und derjenigen der liberalen Elemente des Reichstages dahin festzustellen versuchte, daß er seinerseits eine organische, den innersten Bedürfnissen entsprechende Entwicklung der Reichsinstitutionen anstrebe, von der anderen Seite dagegen lediglich der konstitutionellen Doktrin zuliebe eine radikale Umgestaltung der Verwaltungseinrichtung verlangt werde, so hat die Rede Lasfers deutlich genug bewiesen, daß Fürst Bismarck dabei von irrigen Prämissen